

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Tiener Nachrichten.“

Nummer 16.

Tieng, Samstag den 15. November 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (15. Fortf.)
- Die weiße Frau. Aus der Osttiroler „Saligen“-Sage von Ignaz Ingruber. (Schluß.)
- Vom abgebauten Karmel in Tieng. Ein Nachtrag zu Nummer 9 der „Osttiroler Heimatblätter“. Von Pfarrer Josef Kugler, Leisach.
- Plauderei über „Flattermäus“ aus der Umgebung von Tieng. Fr. A. Jesser D. S. D.
- Styrol (Lond und Leut) von Ignaz Ingruber. (Schluß folgt.)

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

15. Von Prof. Otto Stolz.

Um die Einkünfte und anderen nützlichen Rechte der Herrschaft in allen Einzelheiten festzulegen, befahl die landesfürstliche Kammer im Jahre 1583 dem damaligen Inhaber der Herrschaft, Christoph von Wolkenstein ein genaues Verzeichnis aller der Herrschaft zukommenden Abgaben und der dazu verpflichteten Güter und Personen, ein sogenanntes Stodurbar, zu verfassen. Wolkenstein kam dem Auftrage nach, wie er sagt „ein wahrlich weitläufig großes Werk, das sich ob 400 Blätter erstreckt und viel Mühe und Arbeit hingegenommen.“ Dieser stattliche Band „Stodurbar der Herrschaft Tieng“ ist in der Originalausfertigung vom Jahre 1583 und in einer ebenso soliden Abschrift aus dem 18. Jahrhundert erhalten und wird im Staatsarchiv zu Innsbruck verwahrt. Das Urbar enthält im ersten Teil die eigentlich grundherlichen Abgaben, die von den einzelnen meist nach Freistiftrecht verliehenen Bauerngütern in Geld und Naturalien zu leisten waren, angeordnet nach der Ortslage der Güter. Dann folgen: Die Hofsteuer, die von den Hofstätten oder Häusern in der Stadt Tieng fällig waren. Das Wachtgeld, es diente zur Erhaltung der Wächter des Schlosses Prugg und war von allen Kotten oder Gemeinden des Landgerichts Tieng und der Stadt Tieng außerhalb der Ringmauer, jede Feuerstatt 18 Vierer (4 1/2 Kr.), zu zahlen. Das Kuchelholz war zur Notdurft des Schlosses von jeder Hube des Land- und Klausegerichts, jährlich 150 Scheiter, zu stellen. Die Kobaten, die dann eingehend verzeichnet werden, betreffen Arbeiten, die von einzelnen Kotten oder Besitzern einzelner Güter unentgeltlich oder gegen eine nur schwache Vergütung auf den Feldern und in den Gärten, sowie für die Hauswirtschaft der Schlossherrschaft zu verrichten waren. Darunter ist besonders bemerkenswert in volkstümlicher Hinsicht: Die Untersassen von Tristach bringen „die Scheiben, die man am St. Johannis-Abend zu Sonnenwenden verschlägt“ und die Ruten dazu. Diese Sitte des Schlagens von Feuerscheiben zur Sonnenwendzeit hat sich hier in Osttirol noch bis in unsere Zeit erhalten 1), sie hing jedenfalls mit walden deutschen Sonnenwendbräuchen zusammen, die dazumal auch noch in den Kreisen des Adels und des landesfürstlichen Hofes gepflegt wurden. Die Burgfrieder an der Tiengner Klause liefern Spieße und Kranebisthauden zum Räuchern von Fleisch. Ferner hatte der Landrichter für sich von jedem Hofe eine Getreidegölbe von mehreren Vierling, das sogenannte Richterrecht, der Frohnbote einen Laib Brot und eine Bratwürst oder einen Käse. Der Jäger- oder Forstmeister der Herrschaft Tieng bezog von jeder Hube des Landgerichts je einen Vierling Haser, Käs und Brot, das sogenannte Jägerrecht.

Einzelne Gemeinden und Personen sind davon befreit, sie müssen dafür Jagdhunde für die Herrschaft halten oder bei deren Jagden als Kobatjäger Hilfsdienste leisten. Zu den Jagden auf Wölfe und Bären, denn solche schädliche Tiere gab es damals noch genug, konnte der Jägermeister nach Bedarf ganze Gemeinden aufbieten. 2)

Alle diese Abgaben gehen in ihrer Entstehung in die früheren Zeiten der Grafen von Görz, mindestens ins 13. Jahrhundert zurück und führten so echtestes Mittelalter bis tief in die sogenannte Neuzeit herein. Bedenken wir nun, daß der Bauer und Bürger außerdem die Landessteuer, ferner Geld-, Sach- oder Arbeitsbeiträge zu den Straßen- und Kirchenbauten, zu den militärischen Durchzügen und Einquartierungen und für kirchliche Zwecke zu leisten hatte, so werden wir wohl den Bauern von damals als ungleich schwerer mit Abgaben belastet finden als heutigen Tages. Die Untertanen haben sich auch mitemunter, insbesondere bei der Bauernbewegung des Jahres 1525, gegen einige dieser Abgaben als unbegründet gewendet und ihre Abschaffung verlangt. So beschwerte sich das Gericht Heunfels gegen das Wachtgeld, das sie auf das dortige Schloss geben mußten; als die Grafen von Görz dort Hof gehalten, sei es eingeführt worden, aber jetzt verwende es der Pfleger zur Besoldung seiner Bauknechte. Und Osttiroler Gerichte brachten gegen das Jägerrecht vor, daß es eine Gegenleistung für die Abwehr wilder und schädlicher Tiere sei und sie es nicht mehr geben wollten, wenn diese Abwehr nicht wirklich erfolgreich sei.

Ueber das Jagdwesen sei hier noch einiges angefügt. An Rußwild war im 18. Jahrhundert in der Herrschaft Tieng, besonders in den Jeltälern, die Gemsen und das Gamswild von Bedeutung. Der Vorbehalt der Gemsenjagd für den Landesfürsten, bei der Verpfändung im Jahre 1507 ausgesprochen, war bei jener von 1653 zu Gunsten der Gerichtsherrschaft zurückgezogen worden. Für die Beamten und einige Pfarrherren und Klöster des Herrschaftsbereiches waren aus der jährlichen Jagdbeute zwölf Gemsen angewiesen, das übrige Wildbret war an die Tafel des Dammersitzes abzuliefern, ebenso die Fischbeute, was alles in Fasseln eingefalzen, durch eigene Träger dorthin verbracht wurde. An einzelnen Wildgattungen führt eine Schutzgeldliste, von ca. 1750 an: Außer den „Gams“, Auers-, Spiels-, Stein-, Kerb- und Haselhühner, Anten, Schnepfen, Graue Hasen, Hirschen, „wobei aber zu merken, daß in der Herrschaft Tieng eben kein förmlicher Hirschtand sei“, Otter, Dug, Wolf, Fuchs, Marder, Eltis 3). Wie stark verbreitet die Wölfe damals noch waren, zeigt eine Angabe des Oberjägers von Heunfels, daß im Jahre 1734 in seinem Bereich 32 Wölfe „vernichtet worden seien“. 4)

b) Die Verwaltungseinrichtungen der Gerichtsherrschaft.

Der Pfandinhaber der Herrschaft war der „Gerichtsherr“. So war es unter den Wolkenstein und als das kgl. Stift zu Hall die Pfandschaft übernommen hatte, stand dessen Frau Obristin als Leiterin des Stiftes auch nominell der Gerichtsherrschaft vor, sie hieß in dieser Eigenschaft „die hochgnädige Gerichtsfrau“. In der Führung der Geschäfte war sie natürlich auf den Rat des Stiftsadministrators, eines Beamten von bedeutendem Range, angewiesen. In Osttirol selbst hatte die Gerichtsherrschaft im 17. und 18. Jahrhundert folgende Amtsstellen, die in ähnlicher Weise schon unter den Wolkenstein bestanden hatten 5): Der Herrschaftsverwalter u.

Schloßhauptmann zu Brud, dieser hatte die oberste Aufsicht über alle anderen Ämter der Herrschaft und die politische Verwaltung im heutigen Sinne, ferner die Gerichtsbarkeit über den Adel des Gebietes und in Berufungssachen, der sogenannten „anderen Instanz“. Der Landrichter und Landgerichtsschreiber in Tieng für die Gerichtspflege. Der Rent- und Urbarverwalter. Der Mauteinnehmer. Der Wacht- und Hofsteuernehmer. Der Pfleger in Birgen, der gleichzeitig Richter und Gerichtsschreiber dort ist. Der Richter in Defereggen, obigem Pfleger untergeordnet. Der Pfleger an der Tiengner Klause, gleichzeitig Gerichtsschreiber dort und Anwalt (Vorstand) des Gerichtes in Kals. Richter in Kals, der dem Anwalt beigegeben ist. Der Oberjäger in Tieng, gleichzeitig Waldmeister. Der Hofischer. Der Actuarius (Schreiber) und Diener der anderen Instanz. Der Kobatdiener. Der Schlossportner. Zwei Schlossmaier. Der Hofmüller. Der Zimmermeister. Der Stadtschreiber von Tieng, der auch von der Gerichtsherrschaft gestellt wird. Der Stadtrichter wird zwar vom Stadtrat erwählt, aber vom Herrschaftsverwalter verpflichtet. Für die Herrschaft Heunfels gab es einen Pfleger, Landrichter, Gerichtsschreiber. In allen wichtigeren Angelegenheiten mußten übrigens diese Beamten an das Stift als die Gerichtsherrschaft berichten, von dort Entscheide und Befehle einholen und ausführen. Die darüber von der Stiftsverwaltung geführte Korrespondenz ist nach der Aufhebung des Stiftes an das Archiv der Landesregierung in Innsbruck abgeführt worden, wo sie sich noch befindet, und bildet einen sehr wertvollen Bestand zur Geschichte Osttirols in jener Zeit.

- 1) S. den Aufsatz von Wurnig in diesen Osttiroler Heimatblättern 1924 Nr. 5.
- 2) Vgl. Stolz, das Bärenfeld in Ulten und sonst in Tirol im „Schlern“. Bd. 1923, S. 815 ff.
- 3) Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 3100 f. 14 und 29 ff. Stift Hall, Akten X, 3.
- 4) Uka Tirol 3, 118 ff.
- 5) Nach amtlichen Beschreibungen aus der Zeit, Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 3091 und 3100.



Die weiße Frau.*)

(Aus der Osttiroler „Saligen“-Sage.)
(Schluß.) Von Ignaz Ingruber.

Er befolgte den erhaltenen Rat und die Prophezeiung erfüllte sich buchstäblich. Die Gemeinde überließ dem Bast den um seine Hütte gelegenen Grund, den er rodete und daraus einen schönen Bauernhof machte.

Eine halbe Stunde ober der Saligenheimat im Felsgewände der Weißen Frau, befand sich damals wie heute der Hochweiler Öbriachl. Der größte Bauer dieser Ortschaft, der „Gribling“, hatte vier Mägde gebraucht und hatte zur Wanderzeit noch keine einzige, weil die geizige Bissigkeit der Bäuerin allgemein bekannt und gefürchtet war. Am Lichtmeßtag nach dem Mittagessen standen plötzlich zwei hübschere Frauenzimmer mitten in der Stube, deren eine den Bauern also anredete:

„Gott grüße euch! Ich heiße Trude und diese meine Schwester heißt Sybille. Wir wissen, daß ihr weibliche Dienstmoten braucht und sind gekommen, euch eine Arbeitskraft anzubieten. Wenn euch dies recht ist, könnt ihr eine von uns beiden wählen und bis auf weiteres behalten.“

„O, ich brauche euch ja beide und habe noch zu wenig. Bleibt nur beide hier und,

wenn ihr etwas zu leisten vermagt, sollt ihr mit mir auch zufrieden sein!"

„Beide können wir nicht dableiben, denn eine von uns muß zum Nachbar Bärentaler gehen. Du aber auch gar nicht, denn es ist bei euch an weidlichen Arbeiten zu tun gibt, macht auch eine.“

„Das wird was Nettes werden“, meinte die später hingekommene Bäuerin, „was sich so junge Kiger nicht alles einbilden! Eine für vier, das ist unerhört und zumindest lächerlich! Na, wir werden ja sehen, wie das geht.“

Das Schlüsselwort sprechend erklärte nun der Bauer: „Ja, wenn es sich so verhält, dann müssen wir es halt einmal so probieren; jedenfalls ist es besser eine Magd zu haben, als gar keine. Hier bleiben tuft du, Trude, denn bei dir gefällt mir schon der ruhige Schnabel sehr gut! Mit dem Dohje werden wir schon einig werden.“

Und so blieb die Trude beim Gröblich, war mit jedermann freundlich, wertete von früh bis spät, daß es eine Freude war und gar bald merkte der Bauer, welcher guten Jang er gemacht habe und daß die Trude bei ihrem Dienstantritt keineswegs zu viel gesagt habe. Den großen Viehstand im Stalle versorgte sie ganz allein; alles sah wohlgenährt und geradezu glänzend aus, vermehrte sich wie noch nie und kein einziger Unglücksfall kam mehr vor; außerdem spann sie noch Flach und Wolle in einer Menge, wie dies sonst nie der Fall war und so fein wie Seidensäden. Auch das Aussehen des sonst etwas unordentlich gehaltenen Hauses ward alsbald, dank ihrer unermüdbaren Tätigkeit, reinlicher und einladender. Mit den Feldarbeiten war man jetzt immer voraus und gar niemand merkte, daß beim Gröblich nicht die gehörige Anzahl Diensthöten vorhanden war. Spätfröhe und Hagel richteten keinen Schaden mehr an und somit war auch das Gedeihen der Feldfrüchte gesichert.

Der Bauer, der es längst wahrgenommen hatte, welche Perle von einem Diensthöten sich in seinem Hause befand, lobte seine Magd denn auch bei jeder Gelegenheit und zeigte ihr stets ein freundliches Gesicht, was sonst nicht gerade zu seinen Gewohnheiten gehörte. Mit dem Lohne knauferte er jetzt nie mehr, wohl wissend, daß er sich dabei immerhin noch viel erspare und daß die Trude ihren Verdienst treulich ihren Angehörigen zutrug. Gerne hätte er Näheres über seine Dirn und die Frühen erfahren, allein es gelang ihm nicht einmal deren Aufenthaltsort auszukundschaften, obwohl er sie öfters auf dem in die Nähe der Weißen Frau führenden Lammsteig verschwinden sah. Sie selbst blieb in dieser Hinsicht immer verschlossen.

Je mehr der Bauer seine Magd ob ihrer vorzüglichen Eigenschaften hochschätzte, desto verhafter wurde sie der Bäuerin, welche sie in ihrer Scheel- und blinden Eifersucht oft geradezu wütend verfolgte. Aber die Trude blieb immer gleich freundlich, zuvorkommend und wich nicht zollbreit von ihrer Pflicht.

So ging es über zwei Jahre. Im dritten, etwas nassen Sommer, brachten die Leute der langen Regenperiode wegen ihr Bergwiesenheu fast gar nicht trocken unter Dach. Auch der Gröblich hatte mit seinen Leuten eine ganze Woche auf der Bergwiese gemäht, ohne eine Handvoll Heu bergen zu können. Erst am Samstag heiterte es sich auf und am Sonntag war das herrlichste Heumetter. Nun wollte der Bauer an diesem Tage auf den Berg heu- rechen gehen und traf daher in aller Frühe bei seinen Leuten die erforderlichen Anordnungen. Da verweigerte die Trude ihr Mit- tun und auch die Knechte wollten nicht recht anbeihen.

„Schauts Leuten! Das Horn im Bich- ader ist überreiß und muß morgen geschnitten werden. Seids doch vernünftig und helfts mir heute das Heu aufrechen; ich zahl' euch ja für den heutigen Tag eine gute Extrazuschicht!“ Mit dieser Zusicherung glaubte sie der Bauer zu gewinnen.

„Nein! sagte Trude, „am Tage des Herrn wird nicht gearbeitet! Der Bauer hätte ja auch dann nichts machen können, wenn es noch einige Tage weitergereget hätte.“

„Ja, wenn man nur wüßte, ob das gute Wetter wohl noch länger anhält,“ jammerte nachmal der Bauer.

„Bauer! Wo bleibt denn Euer Gottver- trauen? Glaubt mir, das Wetter bleibt noch mindestens eine Woche schön. Damit Ihr aber ganz beruhigt sein könnt und die anderen beim Schneiden bleiben können, will ich morgen das Almben ganz allein einbringen. Seid Ihr nun zufrieden?“

„Was, bist Du verrückt? Du willst allein die große Wiese aufrechen, wo acht bis zehn Leute einen ganzen Tag dazu brauchen? Wäre neugierig, wie etwa das gehen könnte.“

Am nächsten Tage ging richtig die Trude allein auf den Berg, wartete bis das Heu taurockend war und fing dann also zu kom- mandieren an: „Heu herunter! Heu herzu! Heu in die Schupse!“

Wie auf Windesflügeln flog nun das Heu von allen Seiten daher und in die Schupse, wo es gut ausgeschüttelt, sich schön zusam- menbettete.

Wie wunderte sich der Bauer, der von einem nicht weit abgelegenen Berstecke aus die- sem seltsamen Schauspiel zusah. Zugleich er- kannte er aber auch, daß seine Dirn eine Salige war. Nachdem alles aufs beste geordnet war, winkte diese dem Bauer, von dessen An- wesenheit sie längst Kenntnis hatte, noch mit der Hand zu und verschwand — auf Nimmer- wiedersehen. Darob grämte er sich sehr, seine Bäuerin war dafür aber umso froher, diese ihr so widerwärtige Person endlich aus dem Hause zu haben.

Am nächsten Heiligen Dreißnigsabende sollte die Bäuerin aber nochmals an ihre vermeintliche Todfeindin erinnert werden. Als die Bäuerin nämlich abends gerade beim „Schlupfrapsen“ war, sah sie plötzlich beim Ausgüßloche eine Frauenhand in die Küche hereinreichen und hörte draußen mit kläglich Stimme um einige Schlupfrapsen betteln. Die geizige Bäuerin meinte, es sei dies die „Berchie“ und erwiderte: „Deine Bitte werde ich erst dann erfüllen, wenn Du mir heute noch Kirschblüten zu bringen ver- magst!“

Und richtig, kurze Zeit darauf war wieder die Hand, diesmal mit einem Kirschblüten- strauch da und jetzt erkannte sie an der ab- er- mals stehenden, die vorige Bitte wiederholen- den Stimme die verhaßte Magd Trude. Zorn- giftig ergriff sie das Ruchelbeil und hackte die Hand an der Wand glatt ab. Nachdem sie über das Haus, in dem ihr für alles Gute, das sie getan, solches geschah, einen schreck- lichen Fluch ausgestoßen hatte, ging die arme Trude weinend und blutend über das Moos hinunter. Die Hand aber getraute sich drei Tage lang niemand anzurühren, weil sich die Finger fortwährend drohend bewegten. Mehrere Generationen lang lastete der unheilvolle Fluch auf dem Gröblichhause.

Besser als der Trude ging es der Schille im Bärentale, weil sie dort jedes achtete und liebte und ihre Leistungen richtig einzu- werten verstand. Insbesondere war es der älteste Haussohn Siml, den sie bald eine zärtliche Neigung zu dem schönen, freundlichen und überaus wirtschaftstüchtigen Mädchen hingog. Auch der brave Burche verdiente Achtung und Liebe und er fand sie auch bei der zwar spröden, aber doch liebebedürftigen Maib. Nicht lange dauerte es und die Weiden wurden handeleins, um sich für's Leben anzugehören. Nur erklärte die Schille, daß sie auf gar keinen Fall in den Bauernhof heiraten könne, sondern der Siml in aller Ehrbarkeit mit zu ihren Eltern ziehen soll. Siml war damit einverstanden und überließ das Anverbrecht auf dem Bärentalerhof seinem jüngeren Bru- der Bößl, der zu seinem und des Hofes Ver- derben eigentlich schon längst darnach ge- strebt hatte.

Wie erstaunte der Siml aber, als er am Abende des Hochzeitstages von seiner Frau über den schwindelerregenden Lammsteig zur Felswand der Weißen Frau geführt wurde. Und als sich durch ein Rauberwort derselben eine geheime Felsentüre öffnete und er in den prächtig ausgestatteten unterirdischen Räumen alles vorfand, was das Leben verschönern konnte, da glaubte er sich wirklich zu den glücklichsten Erdenmenschen zählen zu dürfen. Nur die Entdeckung, daß seine junge angebetete Frau und ihre Angehörigen Salige waren, wirkte etwas störend auf seine Gefühle. Aber das waren so seine und liebenswürdige Wesen,

daß er sich auch darüber mit Beifügigkeit hin- wegsetzen vermochte.

„Herzenssiml!“ sagte öfters Frau Schille, „bereweist Du es, mich geheiratet und Dich Deinen Mitmenschen ein wenig entgegen zu haben?“

„O nein! wenn es nur immer so bleiben möchte!“ war dann jedesmal seine frohgemü- tete Antwort, sie zugleich herzhaft lässend.

Wenige Monate später sah man im Ge- wände schon wieder frischgewaschene Kinder- windeln hängen, ein deutliches Zeichen, daß das Geschlecht der Saligen noch nicht im Aus- sterben begriffen ist.

Lange lebten Siml und Schille mit ihren Kindern glücklich und zufrieden; aber einmal kam halt doch auch für sie die Zeit, wo dieser so harmonische Zustand ein klein wenig ge- trübt wurde und das ging so:

Den Siml wunderte es nämlich schon lange, daß ihn seine Bekannten, wenn er mit seiner Frau entweder in die Paus- oder in die St. Johanneskirche zum Gottesdienste ging, niemals grüßten und erst dann mit ihnen re deten, sobald sie von ihnen zuerst ange- sprochen wurden. Das kränkte ihn sehr; er fing an zu grübeln und zeigte seiner Frau die längste Zeit ein betrübtes Gesicht, ohne ihr den wahren Grund seines Gemütszustandes zu ent- hüllen. Endlich gab er ihrem ungestümen Drängen nach und klagte ihr sein Leid.

„Armer Siml!“ sagte sie dann, „warum hattetst Du denn zu Deiner Frau nicht mehr Vertrauen? Schau, die Sache ist doch so ein- fach und harmlos, daß es wirklich gar nicht dafür stand, Dich darob so lange zu quälen. Uns Salige können für gewöhnlich die Men- schen erst dann sehen, wenn wir sie zuerst ansprechen und damit den Bann, der zwischen uns und ihnen gezogen ist, brechen. Dir, als Ehemann einer Saligen, geht es natürlich auch nicht anders.“ Mit dieser Aufklärung gab sich Siml zufrieden. Eines Tages erzählte Frau Schille ihrem Manne auch die Entstehungs- geschichte der Weißen Frau. Ihre Vorfahren hätten einmal vor Jahrhunderten eine unge- horsame und lieberliche Tochter gehabt, welche die Familie in Schande gebracht habe. In begreiflichem Mergel habe dann deren Mutter einen grauslichen Wunsch getan, wodurch das bedauernswerte Mädchen in ein Steinbild ver- wandelt worden sei und erst dann wieder erlöst und entzaubert werden könne, wenn es einmal einem Menschenkinde gelinge, den geheimen Eingang zur Saligenwohnung, ohne fremdes Zutun, zu finden und zu öffnen.

An der Stelle, wo einst der Bärentaler- hof gestanden, findet man heute nurmehr Wald und, in unmittelbarer Nähe eines frischen Bergquells, die letzten Ueberreste eines Backofens. Ebenso ist die ehemalige Heimat der Saligen schon längst verödet und verwaist. Nur die Weiße Frau harret noch immer der Erlösung aus ihrem erstarrten Zustande.

*) Beim Preiswettbewerb des Fremdenver- lehrsausschusses preisgekroante Arbeit, von der Stadtgemeinde Lienz zur Verfügung gestellt.



Vom abgebauten Karmel in Lienz.

Von Pfarrer Josef Rugler.

Gewiß haben die meisten Leser der „Öst- rrioler Heimatblätter“ mit Dank den Abriss der Geschichte des Karmelitenklosters in Lienz gelesen, welches die verwitwete Würzger Land- gräfin Euphemia von Matsch mit ihren regie- renden Söhnen im Jahre 1349 gestiftet hatte und der Klosterstürmende Nachfolger Kaiser Josef II. nach fünfundsiebzigjähriger segens- reicher Tätigkeit rücksichtslos abbaute. Inter- essant war besonders der Personalaus- weis am Schlusse des Aufsages, namentlich deswegen, weil sich daraus ergibt, daß fast alle abgebauten Ordensleute in Lienz oder doch im Pustertal verblieben. Es war für den emsigen Ordenshistoriker Pater Birmin Lindner O. S. B., einen gebürtigen Innsbrucker, eine gar schwierige Aufgabe, wie er selbst in der Ein- leitung seines Buches über „Die Aufhebung der Klöster in Deutschtirol 1782—1787“ her- vorhebt, die weiteren Lebensschicksale der ver-

strengsten Ordensregeln zusammenzustellen. Da was nun über einige derselben zufällig genauere Daten zur Verfügung stehen, so teilen wir sie dem Leserkreise der „Nittolter Heimatblätter“ mit, ohne aber den Gegenstand erschöpfend behandeln zu können oder zu wollen.

Wir nahmen bereits zur Kenntnis, daß der Wiener Karmel bei seiner Zerschlagung 15 Pater und 6 Laienbrüder zählte, und daß sich davon 11 (eigentlich 12) für den Weltprästerstand entschieden. Davon nennen wir nun an erster Stelle den P. Leonhard Mundergassen, welcher in Wien noch kurze Zeit als Pensionär lebte, aber schon am 22. August 1787 im Alter von 76 Jahren einer Diphtherie erlag. In seiner Heimat Innichen starb in jungen Jahren als Pensionär am 23. August 1792 P. Candidus Mayr; er war am 8. Dezember 1746 geboren, zählte also bei der Aufhebung nicht einmal 40 Jahre, dürfte daher wahrscheinlich noch 1785 irgendwo im Pustertale in einer Kooperatoren- oder Kaplanstelle gefunden werden, wozu der Name des Innichener Compagnons Candidus besser verhält als der weniger seltsame Name Mayr. An dritter und vierter Stelle nennen wir die Herren Peter Thomas Frank und Dorothaus Kirchsäger; der erstere, ein Wiener, der ehedem 6 Jahre Professor der Synagog am Wiener Gymnasium gewesen war, starb als Kooperator von Venz im Alter von 52 Jahren am 4. Oktober 1799; der zweite, ein Villacher, beschloß sein Leben als Kooperator von Dölsach am 10. April 1800 mit 50 Jahren; auch bei ihnen ist es nicht ausgeschlossen, daß sie zuvor andere Posten innehatten.

Auf alle Pfarreien gelangten der gewesene Subprior des Klosters Lukas Ring, auch ein Wiener, welcher zuerst neben dem Pater Peter Thomas Frank als Kooperator an der Wiener Stadtpfarre diente, dann im Jahre 1788 Pfarrer von Rals wurde und als solcher am 29. August des Jahres 1796 starb, und Simon Markus Rautter, welcher vom Juli 1788 bis zum Oktober 1800 Vikar an der St. Michaelskirche in Leisach war. Als einem gebürtigen Wiener seien ihm mehrere Zeilen gegönnt. Er steht im Wiener Taufbuch am 28. Februar 1749 als Markus Albinus Rautter. Sein Vater Josef Paulus ist eingetragen als civis consularis et hospes, Ratsbürger und Gastwirt, dessen Andenken im Hausnamen Rautter bei der „Rose“ noch rühmlich fortlebt; seine Mutter hieß Maria Apollonia Gröbenbeck. Die hl. Profek legte er am 10. April 1773 ab und dürfte dabei zum Namen Simon gekommen sein, wohl aus Verehrung zum hl. Generalprior der Karmeliten Simon Stöck, welcher durch das hl. Skapulier weltberühmt ist. Ob er die 3 Jahre zwischen der Verstoßung aus dem Kloster u. dem Antritt des genannten Postens privatisierte oder anderorts tätig war, diese Frage müssen wir wieder offen lassen. Im Okt. 1800 machte Rautter in Leisach dem Exfranziskaner Gordian Harter Platz und zog sich auf ein anderes St. Michaelsbenefizium zurück; er starb als Benefiziat zu Michael am Rindermarkt (Hausnummer 196) an Schlagfluß und kaltem Brande im Alter von 62 Jahren am 22. Juni 1811. Daß er Leisach in gutem Andenken behielt, beweist das Testament seiner Mutter, welche in Wien (Kosengasse 144) am 15. Okt. 1801 im Alter von 87 Jahren auch „in kaltem Brand“ starb, nachdem sie der Leisacher Kirche 150 Gulden Kapital für eine gestiftete Segenmesse am schmerzhaften Freitage und acht Abendrosenkränze in der Passionswoche angewiesen hatte.

Von den 6 übrigen Opfern des Klostersturmes ist besonders interessant, daß sie an ihren neuen Posten überhaupt die ersten selbstständigen Seelsorger wurden. Begonnen wir mit dem Prior Laurentius Hartnoth. Von ihm berichtet Pater Lindner, daß er nebst Pater Deochar Ruckbauer und Pater Avertanus um die Verlegung in ein anderes Karmelitenkloster gebeten habe; vorläufig kam er aber nach Reischach bei Bruneck, wo im Jahre 1786 eine neue Lokalkaplanei errichtet und größtenteils aus den Renten des aufgehobenen Klosters Soneburg (Wung der Säbne) dotiert wurde. Hier wirkte er vom 20. Juli 1786 bis April 1792 als erster Lokalkaplan; hernach aber scheint er in

ein Kloster seines Ordens ausgetauscht zu sein.

Am geschwindesten scheint Verwendung gefunden zu haben P. Protasius Jatschkowitz von Boimersdorf (Erdölzese Wien); er kam am 19. April 1785 nach Schläiten im Feltale, welches damals von der Kuratie St. Johann im Walde losgelöst wurde. Er war erster Expositus von Schläiten vom 19. April 1785 bis 8. November 1802. Beteres Schicksal unbekannt, müssen wir mit Pater Lindner bedauern; in Schläiten gestorben ist er nicht.

Im Mai 1785 trat P. Christian Drescher als erster Lokalkaplan in Nußdorf ein, welches hiemit von seiner Mutterpfarre Dölsach abgetrennt wurde. Drescher, ein gebürtiger Wiener, hielt an diesem so schwierigen Posten länger aus als alle seine 9 Nachfolger, nämlich 31 Jahre. Nur kam es im Jahre 1808 zu einer Unterbrechung. Der bairische Kommissär Hoffstetter hatte nämlich unter anderen auch den bischofsstreu Pfarrer Josef Riem von Partschins (nahe Meran) abgeseht und in Ruffstein eingesperrt; Drescher aber ließ sich verlocken, im September 1808 diesen schönen Posten zu übernehmen. Mein es war dort für ihn nicht auszuhalten, weil ihn das Volk für einen „bairischen“ Pfarrer, für einen Eindringling und Schismatiker ansah; er befand sich in einer unmöglichen Stellung und mußte von Glück reden, daß er gegen Ende des Jahres wieder nach Nußdorf zurückkehren konnte, wo inzwischen Jakob von Bernwerth als Provisor gewirkt hatte (vgl. hierzu Hirn „Tirols Erhebung im Jahre 1809“, 1. Heflage, S. 158, 161). Als dann am 2. Februar 1810 der Pfarrer Sigmund von Birgen von den Franzosen erschossen und der Wiener Dekan Uderich von Jäger in die Verbannung abgeführt worden war, wurde unser Drescher vom Vertrauensmann des Brigener Fürstbischofs, dem Tristacher Pfarrer Johann Stanislaus Althuber, zuerst als Probekaplan von Venz, dann als Pfarrprovisor von Birgen und als Dekan von Venz vorgeschlagen, was sich alles zerschlug, wie auch Dreschers Bewerbung um Venz im Jahre 1815, als der Dekan Jäger vom Kaiser Franz zum Propst von Bozen ernannt worden war. Damals wurde aber die alte, weniger beschwerliche Pfarre Tristach frei, weil Althuber am 18. September 1815 als Stadtpfarrer und Dekan in Venz eintrat. In Tristach folgte ihm nun zu Georgi 1816 Drescher nach und wirkte dort noch eifrig bis zu seinem Tode am 16. November 1822. Er hatte das 70. Lebensjahr erreicht, da er am 7. April 1753 geboren worden war. Pater Lindner führt wohl aus Versehen als Geburtsjahr 1735 an und bezeichnet ihn 1785 als Lokalkaplan zu St. Helena, 1809 als Lokalkaplan zu Nußdorf, Beides ist aber dasselbe; St. Helena ist nur die Kirchenpatronin von Nußdorf.

Mit Konstitutionsdekret vom 20. Juli 1786 wurde P. Felizian Hif, ein Böhme, als erster Lokalkaplan von St. Peter im Whrentale angestellt. Nach 10 Jahren vertauschte er diesen abgelegenen Posten mit dem uns schon bekannten Reischach, wo er es aber nicht einmal ein ganzes Jahrzehnt aushielt. Er zog sich aus Gesundheitsrücksichten 1805 nach Dietenheim bei Bruneck zurück, wo er am 27. Oktober 1811 im Alter von 66½ Jahren starb. Nebenbei bemerkt wurde auch die Lokalie Dietenheim mit Ordinariatsdekret vom 20. Juli 1786 begründet, und zwar durch Ueberragung des Soneburg-Benefiziums zum hl. Martin, während das Benefizium zum hl. Gotthard gleichzeitig erhalten mußte zur Dotierung einer Lokalie in Whornach, welche bald in eine Expositur verwandelt wurde. Der 20. Juli 1786 war auch das Gründungsdatum der Lokalie Reischach. — Lindner schreibt „St. Peter bei Bruneck“; sind immerhin 8 Stunden auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderei über „Flattermäus“ aus der Umgebung von Wien.

Von Fr. U. Jester O. S. O.

Heute nun heißt es wirklich zur Stunde des Abendroses hinauszumandern auf einsame Feld- und Waldpfade. Die bunte Farbenpracht

des sonnigen Sommerlages haben die stundenlang Schleier des nahenden Abends bereits ausgelöscht. Blütensterne und Blütenköpfchen hängen schlaftrunken an ihren Stengeln, nur einige von den weißen, oft auch hartrduftenden Blumenkindern, denen das blendende Licht des lauten Tages zu aufbringlich ist, öffnen jetzt ihre silbernen Kelche. Das ist die Stunde, in der das emsige Leben der Nachtfalter beginnt.

— Hast du gute Augen? Sieh einmal dort hin, wo sich im Dämmerlicht die weißen Wölkchen der Aderswinde, vom leisen Abendwind gewiegt, am Begrande auf- und niederneigen. Da schwirrt, grau wie der Abendnebel dort am Berg, mit schlanken, feingeschwungenen Flügeln der Windenschwärmer (Protoparce convoluta). Schwarz, rot und weiß gefingelt ist der kräftige, spitz zulaufende Leib. Der lange Rüssel senkt sich bald in diese, bald in jene Blüte, bis sie endlich alle ihres süßen Nektars beraubt sind, dann taucht der Falter mit surrendem Fluge ins Dunkel der nahenden Nacht.

Recht unscheinbar macht sich neben ihm mit seinen 85 mm. Spannweite — (der Windenschwärmer flattert 120 mm. und mehr) — sein Vetter, der Riesenspinner (Hylotus pinastri), dessen Vaterhaus die dunklen Föhren unserer Wälder sind.

Von einem ähnlichen Schuppenmantel bedeckt ist der Liguisterchwärmer (Sphinx ligustri), dessen Braungrau von zartrosa angehauchten Querverbinden unterbrochen wird. Seine schön-grüne Raupe, die mit braunweißen Querstreifen und roten Punkten geziert ist, hat ihren Lieblingsaufenthalt in den Liguisterhecken am Feldweg.

Dort wuchert auch die Wolfsmilch mit ihren unscheinbaren Blüten und milchreichen Blättern. Daran nagen vom blumen durchdufteten Juni bis in den fruchtschweren September hinein unverdrossen die Raupen des Wolfsmilchschwärmers (Celerio euphorbiae). Erst dem Ei entschlüpft, sind sie tief schwarz, nach der ersten Häutung gelbgrün wie ihre Wirtspflanze, geschmückt mit gelben und roten Mittel- und Seitenstreifen. Später schwächt sich das Rot in Rotgelb ab oder tritt ganz zurück. Giftig wie seine Nahrung ist das Tier selbst. Die Bewohner des Geflügelhofes haben ganz gewiß nicht zweimal den spitzen Schnabel in den feisten Leib dieser Raupe. Der olivengrüne, hübsch gemalte Schwärmer aber ist einer unserer zierlichsten.

Mit dem Wolfsmilchschwärmer leicht zu verwechseln ist der Linienchwärmer (Celerio lineata), doch sind seine Vorderflügeladern von hellgelben Schuppenreihen begleitet.

Diesen zwei Schmetterlingen gleicht im Bau des Körpers und in der Linienführung der Mittlere Weinschwärmer (Pergesa elpenor), dessen eigentliche Heimat Landstriche mit mildem Klima sind, der aber in warmen Sommern Vorstöße bis in unsere Täler, ja sogar bis Norddeutschland macht.

Dort am Dorfpflege, wo die laue Abendluft in den Lindenzweigen wülfert, schwebt um die stattliche Krone der anmutige Lindschwärmer im mattgrün, gelb oder rotbraun getönten Flügelschmuck, dessen vornehmtes Aussehen die tiefen Einbuchtungen der Seitenränder nach beträchtlich erhöhen. Auch seine Raupe läßt — allerdings erst knapp vor der Verpuppung — ihr anfängliches Saftgrün in dunkleren Farbentönen untergehen.

Weit schmucker aber dünkt mir der Oleanerschwärmer (Daphnis nerii). Das gut entwickelte Exemplar meiner Sammlung wurde als Raupe in Venz aufgefunden und es bleibt die Frage offen, ob sie mit der Pflanze eingeschleppt oder aus Eiern geschlüpft ist, die ihre fluggewandten Vorfahren hier in Venz abgelegt. Seine olivgrün und elfenbeingelb gemalten Flügel lassen das lebhaft bedauern nach werden, daß diese prächtigen, leichtschwüngen Falter in unserer Heimat zu den großen Seltenheiten gehören.

Wie plump und schwerfällig doch der großgeschlüppte Weidenbohrer in seiner reizlosen, düstern Tracht dagegen aussieht! Freilich, aus dem Sägemehl, das die fleischfarbene Raupe mit ihren kräftigen Freßwerkzeugen aus dem Weidenholz magt und mit dem Sekret der reichlich fließenden Speicheldrüsen verbaulicher gestaltet, läßt sich eben schwerlich ein farbenstichtendes, zartes Gebilde aufbauen. Vortrefflich

paßt zu diesem ungefügen Gesellen das hart-
klingende „Cossus cossus“.

Wer die seltsame Raupe des Birkenbin-
ders (*Orgyia gonostigma*) versöhnt was wieder.
Mit tiefschwarzem Grunde leuchten gelbe Ring-
leiten und Streifen. Weiße Haarsterne schmücken
die Oberseite und um die Mitte trägt sie vier
breite, goldige Schnallen, während die Hals-
ringe im Purpurrot prangen. Von Kopf- und
Körperende stehen Büschel gestiebener Haar-
pinself ab, umragt von einem Halbkreis gold-
brauner Haarbüsten. Du meinst wohl, das
müßte einer der herrlichsten Sommervögel sein,
der sich aus solch buntpfarbiger Larve ent-
wickelt? Weit gefehlt! Entpuppt sich ein
Männchen, so ist seine einfache Flügelzeichnung
in brauner Farbestimmung ausgeführt und
kann gar ein Weibchen zum Vorschein, da
magst du wohl lange den Kopf schüttelnd nach-
denken, ob dieses gelblich behaarte, flügellose,
wurmförmliche Ding wirklich ein Schmetterling
sei — ein Schmetterling, zu dessen Wesen das
frohe Auf- und Niedergauckeln, das leichte Hin-
und Wiberwiegen nach unseren Begriffen ge-
hört.

Ja, menschliche Begriffe! Da hat man ein-
mal eine wunderschöne Einteilung gemacht:
1. Rhopalocera, das sind die Tagfalter, 2.
Heterocera, das sollen die Abendfalter sein und
wollte nun alle Schmetterlinge des weiten Erd-
kreises in diese fein sauberlich getrennten Klas-
sen einreihen. Aber die leichtgestügelten Kerse
halten sich nun leider nicht an die vom Men-
schenverstand ausgelegte Ordnung und man-
cher Falter aus der 2. Gruppe zieht den locken-
den Sonnenstrahl dem Dunkel der Nacht vor,
so die Glasflügler und die Tagfalter. Da
hüsch der Bienenschwärmer (*Negeria apifor-
mis*), der Hornissenschwärmer (*Negeria cra-
boniformis*) oder auch der Hummelschwärmer
(*Haemorrhagia fuciformis*) von einem Honig-
näpfchen zum andern und weil ihren Flügeln
teilweise die Schuppen fehlen, gleichen sie durch
die ausgeparten Felder auf ein Haar den
gleichnamigen Hautflüglern, von denen sie sich
bei Nahrungssuche nur durch den langen Saug-
rüssel und die zierlichen Flügelbewegungen un-
terscheiden lassen. So bilden sie eines der ein-
leuchtendsten Beispiele von Mimikry. Während
die Raupe des Hummelschwärmers an Wieser-
blumen leben, halten sich die Glasflügler an
den Wurzeln verschiedener Bäume auf.

Andere Gäste beherbergen die Wespen unse-
rer Waldbäume, so den einfach gezeichneten,
braunen Eichenspinner (*Aspilota quercus*),
den braunschwarzen Buntspinner (*Andromis
versicolora*), den zarten Grünspanner (*Geo-
metra papilionaria*). Auf Pappeln und Lin-
den haufen in ihrer Jugend gemeinschaftlich
die Raupen des leicht zu erkennenden Wund-
vogels (*Sophopteryx camolina*). Die große
braunschwarze Raupe der Kupferglucke (*Castro-
pacha quercifolia*) trägt hinter dem Kopf
metallblaue Querstreifen und bewegt sich auf
auffallend langbehaarten Beinen. Sie über-
wintert in einem schwarzen, weißbestäubten Ge-
spinnst. Da sie auch auf Obstbäumen ihren schier
unersättlichen Hunger stillt, kann sie mitunter
der Obsterte bedeutenden Eintrag tun.

Die größten Schädlinge zählt man jedoch
unter den lichtgefärbten aus dem Falterreiche.
Da kriechen ins Gezweig der Obstbäume die
ziemlich häufigen Raupen des Schwammspin-
ners (*Ymantria dispar*) aus ihren zunder-
schwammgleichen Eierhäuschen oder die des
Goldfalter (*Cuproctis chrysorrhoea*, *Porthesia
similis*) eines weißen Schmetterlings mit dunkel-
gelbem Körperende. 200 bis 300 Eier ruhen
in einem Schwamme beisammen und sind wie
beim Schwammspinner von den Haaren aus
den letzten Hinterleibsringen des Weibchens
sorgfältig bedeckt worden.

Der kleine Ringelspinner (*Malacosoma
neustria*) aber klebt seine Eierchen ringförmig
um die dünnen Äste der Obstbäume. Es
kriecht auch der dunkelgefärbte Apfelwickler zur
Herbstzeit über die Baumstämme, einerlei ob
sie mit Kalk bestrichen sind oder nicht, nur ein
Pappiring mit Raupenleim hält ihn auf.

Gerne erscheint uns dem Schaden dieser
Obstverderber gegenübergestellt der des Toten-
kopfschwärmers, der Blütennekter verschmäht
und an blutenden Baumwunden saugt, aber
als Lieblingskost süße Bienenschätze vorzieht.
Mancher Inker nimmt ihn diese Honignasche-
rei freilich übel, da er sich bei einer einzigen

Mahlzeit ein halbes Teelöffelchen Honig ein-
verleiben kann. Seine Puppenwiege liegt
draußen in der feuchten Erde des Erdäpfel-
ackers und die große, grüne, blau- und gelb-
behaarte Raupe hat sich, ehe sich die geheim-
nisvolle Umwandlung zum ernst gefärbten
Falter vollzog, von der rauhen Kost der Kar-
toffelblätter genährt. Bekannt ist der Wer-
glaupe, der seinen Ursprung in der Totenkopf-
ähnlichen Zeichnung am Bruststück hat.

Von der Seite betrachtet, erinnert der dicht-
behaarte Kopf mit den großen Augen an eine
Eule, was übrigens bei einer großen Zahl von
nächtlich schwärmenden Faltern der Fall ist:
es ist die Familie der Eulen. Ihre auffallend-
sten Vertreter haben wir vorigesmal in den
Ordnungsbändern kennen gelernt. Alle Noctui-
deen sind leicht erkenntlich an der eigentüm-
lichen Zeichnung der Vorderflügel, aber unter-
einander sind sie wegen ihrer großen Familien-
ähnlichkeit schwer auseinanderzubalten.

Die anmutigsten unter ihnen sind wohl die
Achatule (*Protonomia meticulosa*), die in
Farbestimmung und Zeichnung in etwas dem
Oleanderschwärmer gleicht und die Prachtule
(*Aspidia celsia*), welche aber ein von der ge-
wöhnlichen Eulenzeichnung abweichendes
Flügelbild zeigt. Perlmutterfärbende Flek-
ken oder Binden weisen die Gammaule (*Plusia
gamma*) und die Goldfleckule (*Plusia bractea*)
auf. Durch die gelben Hinterflügel, gefärbt
von braunen Randbinden, gibt sich die Ge-
meine Saumeule zu erkennen (*Triphaena sim-
bria*) und um nur einige der vielen unschein-
bar gefärbten zu nennen: die Haselspinner-
eule (*Colocasia coryli*), den Blaukopf (*Diloba
caeruleocephala*), die Hornule (*Veronica
aceris*), die Ampfereule (*Veronica rumicis*)
und die Flohtrauteule (*Mamestra perficariae*).

Sie sind alle nur von geringer Größe und
so anziehend ihr Studium auch ist, unsere Be-
wunderung bleibt den großen aus dem Schmet-
terlingsvolke vorbehalten. Da zeichnet sich vor
allem das Wiener Nachspauenaug (*Saturnia
pini*) aus, das die größte Flügelfläche aller
einheimischen Kerbtiere entfaltet. Auffallend
ist auch seine Raupe. Auf den tiefeingeschnit-
tenen grünen Körpersegmenten sitzen rote Tupfen
und blaue Warzen, deren Rückenreihe mit lan-
gen, klobigen Haaren besetzt ist.

Als seine nächsten Verwandten stellen sich
das Kleine und Mittlere Tagspauenaug (*Sa-
turnia pini*) vor. Auch die sichelförmig aus-
gezogenen, zierlich eingeschnittenen Flügel des
Abendspauenauges (*Emerinthus ocellata*) tra-
gen hübsche, dunkelgekernte Augenflecken.

Schließen wir die Reihe mit dem merk-
würdigen Gabelschwanz (*Dicranura vinula*).
Die weißgraue Imago zeigt keine besonderen
Eigentümlichkeiten, dafür aber die Raupe. Ihre
Grundfarbe ist auch wieder grün, der Rücken
wird von einem rotvioletten Schilde bedeckt,
über dem braunen Kopfe liegt ein bläuliches
Dreieck. Das Sonderbarste ist aber die Gabel
am Hinterleibsende, die das letzte, vollständig
veränderte Fußpaar darstellt. Gerecht hebt sie
Borster- sowie Hinterende empor, die Schwanz-
gabel kommt über dem Rücken zu stehen und
aus ihren Zinken tritt ein hochrotes, sich hin-
und herkrümmendes Fädchen aus, während die
Gabel sich drohend hin- und herbewegt. Dabei
spritzt das schwarze Maul einen Strahl
Ameisensäure aus, die mit den eben beschriebe-
nen Wesen wohl imstande sein mögen, ein
kleines, ängstliches Vögeln einzuschüchtern.

Es ist ja selbstverständlich, daß diese Auf-
zählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit
macht, sind doch viele Familien gar nicht ver-
treten und wenn Gelehrte die Zahl der in
Tirol vorkommenden Schmetterlingsarten auf
2000 schätzen (siehe Tiroler Jahrbücher,
Tiere und Pflanzen in Tirol von Universitäts-
professor Dr. Dalla Torre), so wird wohl die
Mehrzahl davon auch in der Tiroler Umgebung
zu finden sein.

Osttirol.*)

(Vond und Leut)

Soll i dia unjan Gau beschreiben?
Mei Lieba, des gheht öppa schlecht!
Wo soll i denn rechte Woat aufschreiben?
Oha, weil e moanscht, wasuach is decht.
Dann sei nit hart und gieb nit Dacht,
Wenn mei löbe Jöda Pluga möcht!

„Schiem ischt unsa Hoamitland;
So kam ze sogn- sei wie schiem!
Und is a kloan und unbekannt,
Sou mecht i decht kloan tauschn gien.
Und hiez will is lei frisch probian
Di im Landl a bißl umheazefian.“

1.

Kimmst aufa ibas Karntna Doa
Sigscht glei rechts 'n Bietschoud,
„Unholde“ sölln Anggs sich wa
Mit an enzmächtign Dolkhoanbroud.
Do moansche gwis: „D Saggments:
Gent des vatoylt wilde Schwanz!“

Doat ischt des Jarabakünigs Reich,
Dea in den Dolomiten haust;
Denin loa Palascht an Formen gleich,
Boa dean Rätenheit Bieln graust.
Lei Jaga, hiat und Hoachtourischt
Woas ak dou oubn sou prochtvoll ischt.

Und untn im Doel sou grün, sou hell,
Giebis Menschnfiedlung hin und hin;
Reihn Dörfa sich ums Stodtjubell
In does de fremdn Gsicht gean ziehn.
Und a mechs findt da sei Bött, sein Tisch,
Wenns arisch und loa Frechdor isch.

Und gemma aufn a Stück ins Dubalond
Do söehn ma rechts monch Londidyll
Und Fölsnschroufn tenggahond
Und Auen und Walda goa hübsch viel.
De Fölspsitz stöbn himmelon,
Ak man se kam daroachn kon.

Da Karnischkomn, de kloane Gail,
Mia köinins jo va Kriegszeit hea
Und 's Tilgajouch und 's Eisreich
Und sölla Stützpunkt nou viel mea.
Do hobn de Unsan zoagt wie hoach
Throul sei Hoam ze schöpn woach.

Spozian ma gögn Schloßstabad
Trauauweats nou a Etud,
Oler hoachts: „Halt! Sanje Austriaz?
Wanti! Marsch serugg!“
Und apou 'n gonzn Grenzkanm foat:
Ak a niedn Ettl heascht 's gleiche Woat.

Dreieanspiz und Benödtiga
In ian weisn Glötschagwand,
De Tauankött da Gröschglougnz
Gent jo in olla Welt bekonn.
Wea ob besteigt mit Freud und Lust,
Dem wead gewis recht weit de Brust.

Dea siecht sou recht, wie Gottesmocht,
In groehn, wein Kroas umhea,
De Bergwelt hot sou prächt gmocht
Und übasponnt mitm Steanenmea!
Oha wea sich do will aufntzun,
Mueß zeast af Zeit und Wötta schun!

Und mittn im hübschn Bergkronz drinn,
Findst Olmen, Ebn und Walda gnue;
Wüent Vondviatschoft, gibts Bürgastinn
Und a viel Gwerbsteiß dazue.
Ei, nett is schuen, o sapradie,
In da kloan Throula Kolonie!
(Schluß folgt.)

*) Anlässlich des Preiswettbewerb, veranstaltet vom Fremdenverkehrsausschuß der Stadtgemeinde Trienz, preisgekürnte Arbeit.

Peter Peisch, Maler in Trienz.

„Peter Peisch, Maler in Trienz anno 1517
hat auf dem Seitenaltar der Kirche in Ried,
Pfarre Anras, die Gemälde gemalen.“ Diese
Zeilen finden wir auf obgenanntem Altar.
Durch Zufall wurde dieser alte Trienzer Maler
aus grauer Vorzeit entdeckt. Vielleicht weiß
ein Freund der Heimatblätter näheres darüber,
oder ist in der Lage, aus alten Schriften,
Urkunden und dergl. Forschungen darüber an-
zustellen. Willfällige Mitteilung erbittet die
Schriftleitung.

„Ich habe gelernt, was Heimat heißt und
darin einen Schatz gefunden, der mich reich
macht.“
R a g e l.

Einsendungen an die Heimatblätter

sind zu richten an Dr. Richard Schneider,
Mühlau bei Innsbruck.

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Osttiroler
Vereinsleitung; Drucker: J. W. Mahl (Hans Mahl),
in Trienz. Schriftleiter: Dr. Rich. Schneider, Mühlau
bei Innsbruck.